



WISSENSRAUM NR. 22

DAS LEBENDIGE ZWISCHEN BESTIMMUNG UND FREIHEIT

Über Evolution, Bewusstsein, Macht und die Wirklichkeit des Seins

*„Wo der Mensch nach seiner Freiheit fragt, begegnet er zugleich jener
Wirklichkeit, die bestimmt, wie weit seine Entscheidung reichen kann.“*

◆ 1. Die Frage am Anfang

Entscheiden zu können heißt noch nicht, frei zu sein, solange die Bedingungen der Entscheidung vielfach in anderen Händen liegen.

Ein Mensch steht vor einer Wahl. Er kann eine Stelle annehmen oder ablehnen, in eine andere Stadt ziehen oder bleiben, einer Behandlung zustimmen oder sie verweigern. In diesem Augenblick erlebt er sich als jemand, der entscheidet, und das Erleben ist echt. Niemand hält ihm die Hand fest, niemand diktiert ihm die Antwort. Und doch ist die Auswahl, vor der er steht, nicht von ihm entworfen worden. Welche Stellen es gibt, was eine Wohnung kostet, wie ausführlich ihn der Arzt aufgeklärt hat, welche Sprache er spricht, wie viel Kraft ihm nach einem langen Tag bleibt und was in seiner Familie als vernünftig gilt, all das war schon da, bevor er zu wählen begann.

Das ist kein Einwand gegen die Freiheit, sondern der Ort, an dem sich die Frage dieses Wissensraumes stellt: Wie frei ist der Mensch, wenn er über sein Handeln entscheiden kann, die Bedingungen seiner Entscheidungen jedoch vielfach in den Händen anderer liegen? Man kann sie schnell beantworten, indem man die Freiheit zur Selbstverständlichkeit erklärt oder sie als Täuschung entlarvt. Beides ist bequem, und beides wird dem nicht gerecht, was Menschen tatsächlich erleben, wenn sie sich frei fühlen und wenn sie an ihre Grenzen stoßen.

Dieser Wissensraum geht deshalb einen Weg, der vom Nächstliegenden zum Weiten führt. Er beginnt bei der Frage, ob Freiheit selbst etwas Natürliches ist und wie sich die Grenzen, die das Leben setzt, von jenen unterscheiden, die Menschen einander setzen. Er fragt, was das Lebendige durch seine Herkunft mitbringt und wie Erfahrung sich in den Körper einschreibt, und er betrachtet das Zusammenspiel von Kooperation und Konkurrenz, die Entstehung von Herrschaft und jene Macht, die Möglichkeiten ordnet, noch bevor jemand wählt. Er folgt dem Weg der Welt durch Körper und Wahrnehmung hinein ins Bewusstsein, prüft, wie weit die bewusste Gestaltung der eigenen Wirklichkeit reichen kann, und fragt, was Verbundenheit und innere Freiheit bedeuten können, wenn man sie naturwissenschaftlich, philosophisch oder spirituell ausspricht. Am Ende steht die Überlegung, ob Freiheit Unabhängigkeit von Bedingungen heißt oder erst innerhalb jener Beziehungen entsteht, die das Leben zugleich ermöglichen und begrenzen.

Eine Antwort, die alles auflöst, wird dabei nicht versprochen. Versprochen wird eine genauere Frage.

„Zwischen dem Können und dem Dürfen liegt ein weites Land.“

♦ 2. Die Natur der Freiheit — und die Freiheit innerhalb der Natur

Ob Freiheit selbst etwas Natürliches ist, entscheidet mit darüber, wie wir ihre Grenzen deuten: als Schicksal oder als etwas, das Menschen gemacht haben und verändern können.

Bevor sich fragen lässt, wie frei ein Mensch ist, lohnt der Blick auf die Herkunft der Freiheit selbst. Ist sie eine Eigenschaft des Lebendigen, die sich überall dort findet, wo Wesen auf ihre Umwelt antworten? Ist sie ein Begriff, den Menschen für bestimmte Möglichkeiten geprägt haben, oder eine Errungenschaft, die erst unter besonderen Verhältnissen entsteht? Und wenn der Mensch an Grenzen stößt, die andere Menschen gesetzt haben, sind diese Grenzen dann etwas Natürliches, das sich aus dem Zusammenleben lebendiger Wesen ergibt, oder etwas, das auch anders sein könnte? Wer vom Wirken anderer auf das eigene Leben spricht, hört schnell den Satz, das sei schon immer so gewesen, und der Satz lebt davon, dass er die Natur für sich in Anspruch nimmt. Was natürlich erscheint, gilt als ursprünglich, angemessen und unvermeidlich. Gerade deshalb verlangt dieses Wort Vorsicht.

Denn es besagt mindestens dreierlei. Natürlich kann bedeuten, dass etwas ohne menschliches Zutun entstanden ist, es kann auf biologische Gesetzmäßigkeiten verweisen, und im Alltag trägt es oft eine Bewertung in sich, nach der das Natürliche das Richtige sei. Dass ein Verhalten in der Natur vorkommt, begründet jedoch weder seine moralische Berechtigung noch seine gesellschaftliche Notwendigkeit. Zudem ist der Mensch selbst ein Teil der Natur. Seine Fähigkeit, zu denken, Werkzeuge zu bauen, Sprache zu bilden und Ordnungen zu schaffen, ist im Lauf der Evolution entstanden, und in diesem weiten Sinn sind auch Gesetze, Märkte und Eigentumsordnungen Hervorbringungen eines Lebewesens. Dennoch unterscheiden sie sich von der Sterblichkeit, die jeden Menschen betrifft, ganz gleich, was er will.

Hilfreich ist deshalb, vier Ursprünge von Bedingungen auseinanderzuhalten. Naturgegeben sind Sterblichkeit, Stoffwechsel und die Verletzlichkeit des Körpers. Biologisch mitgeprägt sind Bedürfnisse, Stressreaktionen und die Fähigkeit, sich an andere zu binden. Gesellschaftlich hervorgebracht sind Eigentumsrechte, Berufsordnungen und politische Institutionen, und individuell sowie biografisch entstanden sind erlernte Gewohnheiten, Bindungen, Überzeugungen und Lebensentscheidungen. Diese Bereiche wirken ineinander: Gesellschaftliche Verhältnisse können körperliche Folgen haben, biologische Voraussetzungen beeinflussen, welche Ordnungen Menschen entwerfen, und persönliche Erfahrungen verändern, wie jemand mit den Bedingungen seines Lebens umgeht. Aus dem Ineinander

ergibt sich ein Satz, der in diesem Wissensraum immer wieder Gewicht bekommen wird: Was natürlich entstanden ist, muss nicht unveränderlich sein, und was Menschen hervorgebracht haben, ist deshalb nicht beliebig veränderbar. Eine Eigentumsordnung ist von Menschen gemacht und kann dem Einzelnen doch so unausweichlich begegnen wie eine körperliche Grenze, während sich manche körperliche Grenze durch Medizin verschieben lässt.

Auch das Wort Freiheit selbst meint Verschiedenes. Im biologischen Sinn bezeichnet es die artspezifische Beweglichkeit, auf Umweltbedingungen flexibel zu antworten, eine Eigenschaft des Lebendigen, aber noch keine Freiheit im moralischen oder politischen Sinn. Als Selbstbestimmung meint es die Fähigkeit, Handlungsalternativen zu erwägen, Gründe zu prüfen und das eigene Verhalten zu bedenken. Sie besitzt biologische Voraussetzungen und entwickelt sich in sozialen Beziehungen, und ob daraus ein freier Wille im metaphysischen Sinn folgt, ist philosophisch bis heute umstritten. Als gesellschaftliche Möglichkeit bezeichnet Freiheit den Umfang, in dem ein Mensch seine Handlungsmöglichkeiten tatsächlich verwirklichen kann, und das hängt von Rechten, Ressourcen und Fähigkeiten ab. Und als existenzielle Erfahrung ist sie jene innere Weite, in der sich ein Mensch zu seiner Lage verhalten kann. Diese Bedeutungen schließen einander nicht aus. Freiheit kann zugleich eine natürliche Möglichkeit, eine gesellschaftliche Errungenschaft und eine existenzielle Erfahrung sein.

Daraus erwächst eine Frage, die sich durch den ganzen Wissensraum zieht: Ist Unfreiheit eine Abweichung von der Natur des Menschen, oder ist Freiheit selbst eine besondere Möglichkeit, die unter bestimmten Bedingungen erst entstehen kann? Wer Freiheit als ursprünglichen Zustand begreift, versteht Herrschaft als Verlust, den es wiederzugewinnen gilt. Wer sie als Möglichkeit begreift, fragt, wie sie biologisch, psychologisch, sozial, politisch und existenziell überhaupt entstehen kann. Die folgenden Kapitel nähern sich der zweiten Sicht, ohne die erste zu verwerfen. Und sie bemerken ein Paradox: Dieselbe menschliche Fähigkeit, die Ordnungen hervorbringt, welche Handlungsmöglichkeiten begrenzen, erlaubt es, sie zu hinterfragen und zu verändern.

„*Natürlich heißt nicht unveränderlich, und gemacht heißt nicht beliebig.*“

♦ 3. Was das Lebendige mitbringt

Der Spielraum des Menschen ist selbst ein Erbe, das aus Bedingungen hervorgegangen ist.

Alles Lebendige trägt eine Geschichte in sich, die weit länger währt als sein eigenes Leben. Über unzählige Generationen hinweg haben sich Formen verändert, vermehrt und bewährt oder sind verschwunden, nicht nach einem Plan und ohne ein Ziel, sondern durch das einfache Zusammenspiel von Abwandlung und Auslese. Was dabei entstanden ist, sind Körper, die atmen, wachsen und heilen, Sinne, die Gefahr und Nahrung unterscheiden, Bedürfnisse, die antreiben, und bei manchen Lebewesen die Fähigkeit, aus Erfahrung zu lernen, sich Dinge vorzustellen und miteinander zu sprechen. Der Mensch kommt nicht als leeres Blatt zur Welt. Er kommt mit einer Ausstattung, die er sich nicht ausgesucht hat und die dennoch das Fundament all seiner Möglichkeiten bildet.

Dabei lohnt es sich, ein verbreitetes Missverständnis zu klären. Gene sind keine Befehle, die ein fertiges Leben festlegen. Man kann sie sich als Bauanleitungen vorstellen, die von der Zelle gelesen werden, doch das Bild ist vereinfacht. Welche Abschnitte wie stark umgesetzt werden, hängt nicht allein von der Umgebung ab, sondern ebenso von zelleigenen Regulationsprogrammen, vom Entwicklungsstand eines Gewebes und von Zufallsschwankungen, die jeder biologische Vorgang enthält. Wenn die Forschung von der Erbllichkeit einer Eigenschaft spricht, meint sie eine statistische Aussage über Unterschiede innerhalb einer Gruppe unter bestimmten Lebensbedingungen. Über das Schicksal eines einzelnen Menschen sagt sie wenig aus. Erbanlage und Umwelt wirken so eng ineinander, dass sich ihre Anteile im konkreten Leben kaum voneinander trennen lassen, und wo die Umwelt sich ändert, ändert sich auch, was die Anlagen bewirken.

Wer das begreift, gerät in eine eigentümliche Lage. Denn was dem Menschen Freiheit überhaupt erst möglich macht, hat er selbst durch Bestimmung erhalten. Die Fähigkeit, innezuhalten, abzuwägen und anders zu handeln, als der erste Impuls es nahelegt, ist nicht gegen die Natur entstanden, sondern durch sie. Freiheit erscheint damit nicht als Gegenspielerin der Bestimmung, sondern als eine ihrer späten und kostbaren Früchte, die sich zugleich auf diese Bestimmung stützt und ein Stück über sie hinausreicht.

Das ändert den Blick auf die Frage, ob der Mensch frei oder bestimmt sei. Sie stellt sich weniger als Entscheidung zwischen zwei Möglichkeiten, sondern eher als Frage danach, wie viel

Spielraum eine bestimmte Ausstattung unter bestimmten Umständen eröffnet und was geschehen muss, damit dieser Spielraum wächst und nicht schwindet.

„Auch der Spielraum ist ein Erbe.“

♦ 4. Spuren, die nicht in den Genen stehen

Erfahrung kann sich als Spur in den Körper legen und in ihm weiterwirken.

Doch nicht jede Erfahrung tut das, und nicht jede Spur lässt sich nachweisen.

Seit einigen Jahrzehnten erforscht die Wissenschaft, wie sich Erlebtes biologisch niederschlagen kann, ohne dass sich an den Erbanlagen selbst etwas ändert. Der Begriff dafür lautet Epigenetik. Gemeint sind chemische Markierungen an der Erbsubstanz und an den Eiweißen, die sie verpacken. Sie wirken wie Lesezeichen und Randnotizen, die festlegen, welche Abschnitte der Bauanleitung in einer Zelle häufig und welche selten gelesen werden. Diese Markierungen sind nicht starr. Sie reagieren auf Ernährung, auf Stress, auf Zuwendung und Vernachlässigung und auf vieles mehr, und sie können in Teilen wieder verändert werden.

Eindrücklich zeigen das Untersuchungen an Menschen, die vor ihrer Geburt eine ausgeprägte Hungersnot erlebt haben, wie sie im Winter 1944 auf 1945 in den Niederlanden herrschte. Sechs Jahrzehnte später fand sich bei Menschen, die zu Beginn der Schwangerschaft dem Hunger ausgesetzt gewesen waren, ein messbar anderes Methylierungsmuster an einem Gen, das am Wachstum beteiligt ist (IGF2), im Vergleich zu gleichgeschlechtlichen Geschwistern, die nicht betroffen waren. Was dieser Unterschied im Einzelnen für Gesundheit und Verhalten bedeutet, ist damit nicht gesagt. Tierversuche legen nahe, dass auch das Verhalten der Mutter in den ersten Lebenstagen, etwa die Zuwendung oder ihr Mangel, die Stressverarbeitung der Jungen bis ins Erwachsenenalter prägen kann. Der Körper erinnert sich in diesem Sinn an die Welt, in die er hineingeboren wurde, und stellt sich auf sie ein.

Zugleich verlangt dieses Feld Sorgfalt, denn es lädt zu Übertreibungen ein. Nicht jede Erfahrung hinterlässt eine nachweisbare epigenetische Veränderung, und viele Befunde stammen aus Beobachtungsstudien, in denen sich solche Unterschiede schwer von anderen Einflüssen trennen lassen. Dass Erfahrungen über Generationen hinweg vererbt werden, ist bei Tieren in einzelnen Fällen gezeigt worden, beim Menschen aber bislang nicht gesichert und in der Fachwelt umstritten. Auch ist eine epigenetische Spur keine Verurteilung. Sie beschreibt eine Wahrscheinlichkeit, kein Schicksal, und sie sagt nichts darüber, was ein Mensch aus seiner Geschichte macht.

Wichtig ist außerdem, verwandte Vorgänge nicht miteinander zu verwechseln. Die soziale Epigenetik untersucht, wie Lebensbedingungen mit biologischen Regulationsmustern zusammenhängen. Die Stressphysiologie beschreibt, wie anhaltende Belastung den Körper abnutzt, weil seine Alarmsysteme dauerhaft aktiv bleiben. Das Lernen verändert Erwartungen und Verhalten, ohne dass dafür eine epigenetische Erklärung nötig wäre, und die psychologische Anpassung formt Bindungsmuster, Gewohnheiten und Selbstbilder. Alle vier hängen zusammen, aber sie sind nicht dasselbe, und wer sie in einem Wort zusammenzieht, verspricht mehr Erklärung, als die Forschung bisher liefert. Zugleich zeigen sie gemeinsam, auf welchem Weg eine gesellschaftlich hervorgebrachte Abhängigkeit zu einer körperlich und seelisch erfahrenen Begrenzung werden kann, und diesem Weg folgen die Kapitel 6 und 7.

Gerade deshalb sei eine Verkürzung benannt, der man in der populären Darstellung häufig begegnet. Aus dem gut belegten Satz, dass Umweltbedingungen die Aktivität von Genen beeinflussen, wird dort gern der weit größere Satz, Überzeugungen steuern die Gene. Der erste ist Gegenstand ernsthafter Forschung, der zweite ist in dieser Allgemeinheit nicht belegt. Auf die Frage, wie weit das Bewusstsein Biologie und Wirklichkeit tatsächlich gestalten kann, kommt Kapitel 8 zurück.

Für die Frage nach der Freiheit ist dennoch etwas Wesentliches gewonnen. Die Bedingungen, unter denen ein Mensch aufwächst, gehen in ihn ein und gestalten mit, wie er später empfindet, reagiert und wählt. Das gilt für den, der in Sicherheit aufwächst, ebenso wie für den, der Mangel und Angst erlebt hat. Damit rückt die Verantwortung dafür, unter welchen Bedingungen Kinder aufwachsen, aus dem Privaten ein Stück weit in das Gemeinsame. Und es zeigt sich, dass Bestimmung und Freiheit sich nicht wie Schicksal und Wahl gegenüberstehen. Die Geschichte eines Menschen ist in ihm anwesend, und er kann sich zu ihr verhalten, wenn auch nicht aus dem Nichts.

„Der Körper vergisst nicht, aber er lernt weiter.“

♦ 5. Verbunden, um zu bestehen

Das Lebendige entfaltet sich im Zusammenspiel von Kooperation und Konkurrenz, und mit beidem stellt sich die Frage, wie aus Rangordnung Herrschaft wird.

Das Bild vom Kampf ums Dasein hat sich tief in das Denken eingegraben, und es ist nicht falsch. Lebewesen konkurrieren um Nahrung, um Raum, um Partner und um Rang, und diese

Konkurrenz formt Körper und Verhalten. Doch wer nur sie sieht, übersieht die Hälfte. Die Geschichte des Lebens ist ebenso eine Geschichte des Zusammenschlusses. Einzelne Zellen haben sich zu Geweben und Organismen verbunden. Die Kraftwerke unserer Zellen, die Mitochondrien, gehen nach heutigem Wissen auf frühere, eigenständige Lebensformen zurück, die sich vor sehr langer Zeit in größeren Zellen niedergelassen haben und seither untrennbar mit ihnen verbunden sind.

Auch der einzelne Mensch ist weniger scharf abgegrenzt, als es scheint. Auf seiner Haut und in seinem Darm lebt eine Gemeinschaft von Mikroorganismen, deren Zellzahl in der gleichen Größenordnung liegt wie die der eigenen Körperzellen und die an Verdauung, Abwehr und vermutlich auch an manchem weiteren beteiligt ist. Pflanzen, Pilze und Tiere leben in Beziehungen, die niemand vollständig überblickt und von denen jede Seite abhängt. Das Bild einer Gesellschaft von Einzelkämpfern wird dem nicht gerecht. Eher gleicht das Lebendige einem Gewebe, in dem jeder Faden sich im Verhältnis zu den anderen hält.

Beim Menschen tritt diese Verbundenheit besonders deutlich hervor. Seine Kinder bleiben lange hilfsbedürftig und können nur in einem Verbund von Fürsorgenden aufwachsen. Seine Fähigkeit zur Sprache, zum Teilen von Wissen und zum Planen über Generationen hinweg ist eine Fähigkeit des Miteinanders. Zugleich bleiben Wettbewerb, Rangordnung und Misstrauen wirksam, und gerade die Kooperation verleiht der Konkurrenz oft eine neue Schärfe, weil sich Gruppen nun auch gegeneinander verbünden können. Es gibt keinen Zustand, in dem beides ruhig nebeneinanderstünde.

Wo Rangordnung entsteht, stellt sich die Frage, die alle weiteren Überlegungen begleitet: War das menschliche Zusammenleben schon immer davon bestimmt, dass einige über andere verfügen? Sie lässt sich nur mit Unterscheidungen beantworten. Dominanz bezeichnet die Durchsetzung des eigenen Willens durch Einschüchterung oder Gewalt, und Zwang ist das Mittel, mit dem sie sich Geltung verschafft. Prestige dagegen beruht auf einem Ansehen, das andere freiwillig zugestehen, weil jemand etwas kann oder weiß. Autorität meint eine anerkannte Zuständigkeit, die sich auf Kompetenz oder zugeschriebene Legitimität stützt, und Herrschaft schließlich bezeichnet ein dauerhaftes Verhältnis, in dem jemand verbindliche Entscheidungen über andere treffen kann, meist institutionell abgesichert und auch gegen Widerspruch. Diese Formen haben unterschiedliche Voraussetzungen, und keine von ihnen lässt sich auf eine einzige biologische Ursache zurückführen.

Die Verhaltensforschung zeigt bei vielen sozialen Tieren Rangordnungen, die den Zugang zu Nahrung, Fortpflanzung oder Schutz beeinflussen. Bei Schimpansen etwa hängt die Stellung

eines Männchens wesentlich davon ab, ob es Verbündete hat, und wer sie verliert, verliert oft auch seinen Rang. Für frühe menschliche Gemeinschaften lassen sich nur vorsichtige Rückschlüsse ziehen. Aus der Erforschung jagender und sammelnder Gesellschaften der Gegenwart und jüngeren Vergangenheit weiß man, dass viele von ihnen ausgeprägt gleichheitlich organisiert sind. Wer sich dort über andere zu erheben versucht, wird durch Spott, Ächtung und im äußersten Fall durch Ausschluss begrenzt. Man hat das als eine umgekehrte Dominanzhierarchie beschrieben, in der die Gruppe über jene wacht, die herrschen möchten. Das bedeutet nicht, dass es dort keine Unterschiede gegeben hätte. Es zeigt aber, dass die Fähigkeit zur Dominanz und die Fähigkeit, sie zu begrenzen, offenbar nebeneinander entstanden sind.

Mit sesshafter Lebensweise, Vorratshaltung, Eigentum an Land und Vieh, Schrift, Verwaltung und Heeren haben sich vielerorts Ungleichheit und Herrschaft verfestigt, doch nicht überall und nicht zwangsläufig. Die Wege dorthin waren verschieden, und die Forschung streitet bis heute darüber, wie früh Hierarchien in der Menschheitsgeschichte aufgetreten sind und wie notwendig ihre Entstehung war. Es gab hierarchische und gleichheitliche Gemeinschaften nebeneinander, und manche wechselten sogar im Lauf des Jahres zwischen beiden Formen. Moderne Staaten, Märkte und Organisationen fügen eine weitere hinzu, in der Befugnis an Ämter und Verträge gebunden ist und nicht an Personen.

Daraus ergibt sich eine Unterscheidung, die für alles Weitere trägt. Die Fähigkeit zur Machtausübung kann im Lauf der menschlichen Evolution entstanden sein, die konkrete Ordnung ihrer Ausübung bleibt geschichtlich und gesellschaftlich geprägt. Evolutionäre Voraussetzungen und bestimmte Herrschaftsordnungen dürfen nicht gleichgesetzt werden. Was sich entwickelt hat, muss nicht für alle Zukunft in derselben Gestalt bestehen, und was häufig vorkommt, ist allein dadurch noch nicht gerechtfertigt. Für die Freiheit folgt daraus eine erste Verschiebung. Wenn schon die biologische Wirklichkeit des Menschen eine des Verbundenseins ist, dann beschreibt Unabhängigkeit nicht den Normalfall, an dem sich Freiheit messen ließe, sondern eine Ausnahme, die sich erst auf der Grundlage vieler tragender Verhältnisse behaupten kann. Die Frage lautet dann nicht mehr, wie sich der Mensch von seinen Bezügen löst, sondern in welchen Bezügen er sich entfalten kann und in welchen er festgehalten wird.

„Kein Lebewesen steht für sich allein, und doch ist jedes jemand.“

◆ 6. Wer die Bedingungen setzt

Macht zeigt sich selten dort, wo sie jemandem etwas befiehlt. Meist wirkt sie schon in dem, was zur Wahl steht und was zum Leben überhaupt zur Verfügung steht.

Von Macht sprechen wir zunächst dort, wo jemand etwas erzwingen kann: durch Gewalt, durch Gesetz, durch Drohung oder durch Besitz. Dieser Zwang ist sichtbar, und gegen ihn lässt sich Widerstand denken. Weit häufiger wirkt Macht jedoch leiser. Sie bestimmt, welche Möglichkeiten überhaupt in Sicht kommen, wie sie benannt werden, welche als normal gelten und welche kaum erwähnt werden. Wer Bildungswege öffnet oder verschließt, Informationen zugänglich macht oder zurückhält, Preise festlegt, Aufmerksamkeit lenkt oder Standardeinstellungen vorgibt, nimmt der Wahl nichts weg und hat sie doch schon vorgeformt.

Wie weit das reichen kann, zeigt ein Beispiel aus dem Alltag. In Ländern, in denen jeder Mensch zunächst als Organspender gilt, solange er nicht widerspricht, liegt die Zahl derer, die als Spender erfasst sind, weit höher als in Ländern, in denen man ausdrücklich zustimmen muss. Niemand wird gezwungen, und in beiden Fällen steht jedem die Entscheidung frei. Die Voreinstellung lenkt dennoch, was die meisten tun, weil Menschen selten gegen den Strich entscheiden, wenn es mühsam ist, nachzudenken. Zugleich zeigt der Vergleich nur einen Zusammenhang. Wie viele Organe am Ende tatsächlich gespendet werden, hängt von weiteren Umständen ab, von der Organisation des Gesundheitswesens, von der Rechtslage und von kulturellen Gewohnheiten, und aus dem Ländervergleich allein lässt sich keine eindeutige Ursache ablesen. Als Beispiel dafür, wie die Anordnung der Möglichkeiten Entscheidungen färbt, bleibt er dennoch anschaulich.

Weniger leicht zu übersehen und doch folgenreicher ist die Verfügung über die materiellen Voraussetzungen des Lebens: über Einkommen, Eigentum, Schulden, Arbeit, Wohnraum und Gesundheitsversorgung, kurz über das, wovon ein Mensch wirtschaftlich abhängt. Zwischen einer subtil beeinflussten Entscheidung und einer Entscheidung unter existenziellem Druck besteht ein grundlegender Unterschied. Wer sich durch eine Voreinstellung lenken lässt, könnte anders entscheiden, ohne dass es ihn viel kostet. Wer dagegen eine Arbeit nicht kündigen kann, weil Miete, Kredit und Krankenversicherung daran hängen, wird nicht durch eine geschickte Anordnung gelenkt, sondern durch Notwendigkeit gebunden. Er ist rechtlich frei, die Stelle zu wechseln, und tatsächlich oft nicht in der Lage dazu.

Damit tritt die Unterscheidung zwischen formaler Freiheit und tatsächlich verfügbaren Handlungsmöglichkeiten deutlicher hervor. Formal frei ist, was rechtlich und institutionell erlaubt ist. Tatsächlich verfügbar ist nur, was ein Mensch mit seiner Gesundheit, seiner wirtschaftlichen Lage, seiner Qualifikation, seinen Beziehungen und seinen Verpflichtungen auch verwirklichen kann. Ein Mensch darf eine Wohnung verlassen, und der Markt für bezahlbaren Wohnraum begrenzt, ob er es kann. Ein anderer darf eine belastende Beziehung beenden, und seine wirtschaftliche und familiäre Abhängigkeit entscheidet, ob ein gangbarer Weg zu erkennen ist. In allen drei Fällen besteht die Entscheidungsmöglichkeit, doch ihre Reichweite ist ungleich verteilt, und eine mögliche Wahl ist noch keine gleichberechtigte Verfügung über die Bedingungen des Wählens.

Auch die großen Unterschiede in den Lebensbedingungen gehören hierher. Untersuchungen an Beschäftigten einer Verwaltung haben gezeigt, dass Gesundheit und Lebenserwartung stufenweise mit der Stellung in der Hierarchie zusammenhängen, und zwar nicht nur zwischen den Ärmsten und den Übrigen, sondern über alle Stufen hinweg. Wer wenig Einfluss auf die eigene Arbeit hat, trägt offenbar ein höheres Risiko, doch dieser Mangel an Einfluss ist nur ein Faktor unter mehreren, neben Lebensstil, materieller Lage und früheren Lebensumständen, und erklärt nur einen Teil des Gefälles. Sicher ist, dass der Spielraum eines Menschen nicht gleich verteilt ist und dass er auch davon abhängt, wie viel er an den Bedingungen seines Lebens mitgestalten darf.

Wo solche Verhältnisse dauerhaft werden und sich als Selbstverständlichkeit verfestigen, verschwindet ihre Herkunft aus dem Blick. Eine Ordnung, die durch menschliches Handeln entstanden ist, tritt dem Einzelnen schließlich wie eine unveränderliche Wirklichkeit gegenüber. Ihre Geschichte gerät in Vergessenheit, ihre Regeln erscheinen selbstverständlich, und ihre Begrenzungen werden als notwendige Bedingungen des Lebens erfahren. Dabei wäre es zu einfach, Macht nur als Übel zu sehen. Ordnungen, Regeln und Institutionen schaffen Sicherheit, ermöglichen Zusammenarbeit und schützen oft gerade die Schwächeren. Entscheidend ist, ob eine Macht durchschaubar bleibt, ob sie sich rechtfertigen muss und ob die, auf die sie wirkt, die Möglichkeit haben, sie zu befragen und zu verändern. Wo das gelingt, kann sie Freiheit tragen. Wo nicht, verengt sie sie, ohne dass es jemandem auffallen muss.

„*Wer die Möglichkeiten ordnet, hat schon vor der Wahl mitgewählt.*“

◆ 7. Wie die Welt in den Menschen kommt

Wahrnehmung ist kein Fenster, das die Welt unverändert einlässt. Sie ist eine Leistung des Körpers, die mitformt, was erscheint.

Zwischen der Welt und dem, was ein Mensch von ihr erlebt, liegt ein Körper. Er nimmt Reize auf, gewichtet sie und fügt sie mit Erinnerung und Erwartung zu einem Bild zusammen. Die Forschung beschreibt das Gehirn heute vielfach als ein Organ, das ständig Vermutungen darüber anstellt, was gleich geschehen wird, und diese Vermutungen mit dem abgleicht, was die Sinne melden. Was wir sehen, hören und fühlen, ist demnach immer schon ein Zusammenspiel aus dem, was von außen kommt, und dem, was wir mitbringen.

Dieses Mitgebrachte ist nicht neutral. Hunger und Müdigkeit, Schmerz und Anspannung färben das Urteil über Menschen und Situationen. Lärm, Enge und Mangel an Licht beeinflussen die Stimmung und die Geduld, Natur, Ruhe und Wärme beeinflussen sie in anderer Richtung. Die Sprache, in der wir aufgewachsen sind, stellt uns Begriffe bereit, mit denen wir ordnen, und lässt anderes nur schwer fassbar werden. Geschichten, die wir gehört haben, legen nahe, was wir als gutes Leben, als Erfolg oder als Versagen deuten. All das geschieht, ohne dass es auffällt, denn die Prägung ist umso wirksamer, je selbstverständlicher sie erscheint.

So kommt es, dass Menschen Entscheidungen als ihre eigenen erleben, die zum Teil lange zuvor vorbereitet wurden. Das bedeutet nicht, dass sie sich täuschen oder dass ihre Entscheidungen bedeutungslos wären. Es bedeutet, dass das Gefühl des eigenen Wollens nur ein Teil des Vorgangs ist und dass es von Bedingungen getragen wird, die nicht im Blick sind. Wer das weiß, kann beginnen, einzelne dieser Bedingungen sichtbar zu machen, etwa indem er fragt, in welchem Zustand er gerade urteilt, aus welchem Umfeld ein Gedanke stammt oder wer von einer bestimmten Sicht profitiert.

Hier zeigt sich auch, wie aus einer äußeren Lage eine innere werden kann. Wer wiederholt erlebt, dass die eigenen Entscheidungen wirkungslos bleiben, entwickelt Erwartungen, die spätere Handlungen leiten. Wer lange unter Bedingungen fehlender Sicherheit lebt, richtet seine Aufmerksamkeit womöglich verstärkt auf mögliche Bedrohungen, und wer Zugehörigkeit nur unter bestimmten Voraussetzungen erfahren hat, beginnt vielleicht, diese Voraussetzungen auch in späteren Beziehungen als selbstverständlich anzusehen. Was ursprünglich außerhalb der Person lag, erscheint dann als Eigenschaft der Person: Aus einer wiederholt erfahrenen Begrenzung entsteht die Überzeugung, bestimmte Möglichkeiten nicht

zu besitzen, aus einer gesellschaftlichen Erwartung ein innerer Anspruch, aus einer Abhängigkeit eine Gewohnheit, deren Ursprung kaum noch zu erkennen ist. Das sind mögliche Entwicklungen, keine Gesetze, und sie fallen bei jedem Menschen anders aus. Sie zeigen aber, warum Freiheit nicht allein an der Frage hängt, was jemand tun darf, sondern auch an der, was er sich zutraut zu wollen.

Dieser Wissensraum berührt das Thema nur insoweit, als die Wahrnehmung den Spielraum der Freiheit vorformt. Mit der Haltung, die der eigenen Wahrnehmung treu bleibt, befasst sich der Wissensraum Nr. 14 — Die Treue zur eigenen Wahrnehmung. Die Grenzen dessen, was ein Mensch an sich selbst beobachten kann, untersucht der Wissensraum Nr. 18 — Die Illusion der Selbstbeobachtung.

„Die Welt kommt nie unbeteiligt in den Menschen hinein.“

◆ 8. Der Raum zwischen Reiz und Antwort

Bewusstsein ist weniger ein Schalter, der Handlungen auslöst, als ein Vermögen, das abwägt, hemmt und umlenkt. Wie weit es die Wirklichkeit gestalten kann, ist eine eigene Frage.

Es gibt Versuche, die in der Diskussion um die Freiheit des Willens große Wirkung entfaltet haben. In einem der bekanntesten wurde gemessen, dass sich im Gehirn schon eine Vorbereitung auf eine einfache Handbewegung aufbaut, bevor die Versuchspersonen angaben, sich zur Bewegung entschieden zu haben. Daraus wurde vielfach geschlossen, der bewusste Wille sei nur eine nachträgliche Zutat. Dieser Schluss ist jedoch umstritten. Spätere Arbeiten haben eine andere Deutung vorgeschlagen, nach der das gemessene Signal eher einem zufälligen Schwanken der Hirnaktivität entspricht, das erst dann zur Tat wird, wenn es eine Schwelle überschreitet. Diese Deutung ist ihrerseits eine Interpretation experimenteller Befunde und keine abschließende Widerlegung anderer Erklärungen, und einfache, beliebige Bewegungen verraten ohnehin wenig darüber, wie Menschen Entscheidungen von Gewicht treffen.

Näher an der Erfahrung liegt eine andere Beobachtung. Bewusstsein wirkt dort, wo wir innehalten können. Es ermöglicht, einen ersten Impuls zu bemerken und ihn nicht auszuführen, Folgen zu bedenken, sich in andere hineinzusetzen, Ziele gegeneinander zu halten und eine Handlung zu ändern, die schon begonnen hat. Es formt außerdem das, was künftig als Impuls auftaucht, weil sich Gewohnheiten und Haltungen durch Wiederholung

und Einsicht verändern. In diesem Sinn besteht der Spielraum des Menschen nicht in einem Augenblick der Entscheidung aus dem Nichts, sondern in der Fähigkeit, sich zu dem zu verhalten, was in ihm aufsteigt.

Diese Fähigkeit ist allerdings kein feststehender Besitz. Sie hängt vom Zustand des Körpers ab. Anhaltender Stress, Erschöpfung, Schlafmangel und existenzielle Not beeinträchtigen genau jene Regionen des Gehirns, die für Abwägen, Planen und Selbstbeherrschung zuständig sind, und lassen schnellere, gröbere Reaktionen die Oberhand gewinnen. Sicherheit, Ruhe, Verständnis und Bildung können den Raum dagegen erweitern. Wer in ständiger Bedrängnis lebt, hat nicht einfach weniger Willenskraft, er hat weniger Spielraum, und ihn dafür zu tadeln, übersieht, wer ihn verengt hat.

An dieser Stelle öffnet sich eine weitere Frage, die in vielen Büchern über Bewusstsein und Selbstveränderung eine zentrale Rolle spielt: Wie viel Wirklichkeit kann ein Mensch bewusst gestalten, wenn andere Menschen die wesentlichen äußeren Bedingungen seines Lebens bestimmen? Eine verbreitete Richtung der Bewusstseinsliteratur, der sich die Bücher von Bruce Lipton, Gregg Braden, Ulrich Warnke und Bruno Würtenberger thematisch zuordnen lassen, betont die gestaltende Kraft von Wahrnehmung, Überzeugung und innerer Haltung. Sie berührt damit etwas Richtiges. Dass Erwartungen, Überzeugungen und emotionale Zustände Verhalten und bestimmte körperliche Vorgänge beeinflussen, ist gut begründet, die Forschung zu Stress, zu Placeboeffekten und zu den Wechselwirkungen zwischen Psyche, Nerven- und Immunsystem zeigt es seit Langem. Zwischen dem Satz, Bewusstsein beeinflusse körperliche Prozesse, und dem Satz, Bewusstsein steuere die Biologie, liegt aber eine erhebliche Strecke. Der zweite Satz, den hier allein Bruce Lipton in der Formel zugespitzt hat, auf die sich die folgende Prüfung bezieht (die anderen drei Namen stehen lediglich für die gemeinte Denkrichtung), bewusste Überzeugungen kontrollierten die Biologie, ist in dieser Allgemeinheit wissenschaftlich nicht belegt. Er trägt auch nicht dazu bei, schwere Erkrankungen als Folge falscher Glaubenssätze zu erklären, was niemand zu Recht behaupten kann.

Noch weniger folgt aus solchen Überlegungen eine schöpferische Verfügung über die äußeren Verhältnisse. Ein Mensch kann seine Wahrnehmung einer Abhängigkeit verändern, und die Abhängigkeit selbst kann dennoch bestehen bleiben. Er kann lernen, eine Situation anders zu bewerten, und die gesellschaftlichen Verhältnisse, die diese Situation hervorbringen, sind dadurch nicht verändert. Er kann innerlich Abstand gewinnen und äußerlich weiterhin gebunden sein. Eigentumsverhältnisse, Rechtsvorschriften, wirtschaftliche Abhängigkeiten und institutionelle Entscheidungen bleiben eine eigenständige Bedingung, über die Menschen

nicht allein durch ihre Haltung verfügen. Wo die Betonung individueller Bewusstseinsveränderung so weit geht, dass Menschen ihre schwierigen Lebensumstände ausschließlich als Ausdruck eigener Überzeugungen betrachten sollen, besteht die Gefahr, die Bedeutung struktureller Bedingungen zu übersehen und gesellschaftliche Verantwortung auf den Einzelnen zu verlagern.

Damit ist keine Absage an die Selbstgestaltung verbunden. Sie darf menschliche Handlungsfähigkeit stärken, ohne aus begrenzten Möglichkeiten eine umfassende Verantwortlichkeit für sämtliche Lebensumstände abzuleiten. Auch die Fähigkeit zur Selbstbeobachtung, von der solche Wege häufig ausgehen, ist durch Aufmerksamkeit, Gedächtnis und Körperzustand begrenzt, wie der Wissensraum Nr. 18 — Die Illusion der Selbstbeobachtung ausführt. Freiheit erscheint von hier aus als etwas Abgestuftes. Sie ist selten ein Zustand, den man hat oder nicht hat, und meist ein Raum, der sich unter bestimmten Bedingungen weitet und unter anderen verengt, und der sich üben lässt, aber nicht gegen jede Umgebung behaupten.

„Freiheit ist selten ein Zustand, meist ein Spielraum, der wächst oder schwindet.“

◆ 9. Zwei Sprachen für Verbundenheit

Dass das Lebendige verbunden ist, lässt sich auf zwei Weisen sagen: als das, was sich prüfen lässt, und als das, was Menschen darin erfahren und deuten.

Wenn von Verbundenheit die Rede ist, sprechen Menschen oft ineinander verschränkte Dinge. Die erste Sprache ist die der Naturwissenschaften, die Wechselwirkungen beschreiben, welche sich prüfen und messen lassen. Stoffe kreisen durch Ökosysteme, Zellen verständigen sich über Botenstoffe, Körper und Umwelt stehen in ständigem Austausch, und auch zwischen Menschen entstehen messbare Abstimmungen, wenn sie zusammen atmen, sprechen, singen oder arbeiten. In diesem Sinn ist Verbundenheit eine überprüfbare Tatsache, deren Einzelheiten sich weiter erforschen lassen.

Die zweite Sprache ist die der Deutung. Die Soziologie und die Philosophie sprechen von Resonanz, wenn ein Mensch die Welt nicht nur als Gegenüber erlebt, das er beherrscht oder von dem er beherrscht wird, sondern als etwas, das ihn anspricht und auf das er antworten kann. Resonanz bedeutet hier keine Harmonie, denn sie schließt Reibung ein, sondern ein Verhältnis wechselseitiger Berührung, das sich nicht erzwingen lässt. Und manche geistigen und spirituellen Überlieferungen sprechen schließlich von einer Einheit, die allem zugrunde

liegt, und von Erfahrungen, in denen die Grenze zwischen dem Einzelnen und dem Ganzen durchlässig wird. Diese Aussagen beruhen auf Deutung und innerer Erfahrung, nicht auf Messung.

Entscheidend ist, diese Sprachen nicht miteinander zu verwechseln. Eine spirituelle Erfahrung ist keine naturwissenschaftliche Erkenntnis, und ein naturwissenschaftlicher Befund ist kein Beweis für eine religiöse Lehre. So wird aus der Physik gelegentlich ein Beleg für geistige Einheit abgeleitet oder dafür, dass Bewusstsein die Materie forme. Die Quantenphysik beschreibt Eigenschaften und Wechselwirkungen physikalischer Systeme, und ihr Begriff der Messung setzt keinen bewussten Beobachter voraus. Auch selbstähnliche Muster, die sich in vielen Strukturen der Natur finden, regen zum Denken an, aber eine Analogie ersetzt keinen Nachweis. Wer Begriffe der Physik als Beleg für geistige Einheit heranzieht, tut beiden Seiten Unrecht. Es ist auch kein Zeichen von Schwäche, eine Grenze zu benennen: Die Naturwissenschaft kann sagen, was sich unter bestimmten Bedingungen beobachten lässt, und nicht, was ein Leben bedeutet. Die Deutung kann sagen, was eine Erfahrung bedeutet, nicht aber, was sich in der Welt nachweisen lässt.

Gerade die spirituellen Überlieferungen haben über Freiheit viel zu sagen, und sie verstehen sie überraschend oft nicht als Unabhängigkeit. Im Advaita Vedānta bedeutet Befreiung die Erkenntnis, dass das innerste Selbst, der Ātman, von den wechselnden Zuständen des Körpers, der Gefühle und der gesellschaftlichen Rollen nicht berührt wird und im Grunde mit dem Ganzen eins ist. Der Buddhismus geht an dieser Stelle einen anderen Weg: Die Lehre vom Nicht-Selbst, Anātman, bestreitet, dass es ein beständiges, unveränderliches Selbst überhaupt gibt, und die Lehre vom bedingten Entstehen beschreibt, dass alles in Abhängigkeit von anderem entsteht und vergeht. Befreiung bedeutet hier nicht, ein unberührtes Selbst zu entdecken, sondern die eigene Bedingtheit zu durchschauen und sich vom Anhaften zu lösen. Die Frage, wer oder was frei wird, wird in beiden Überlieferungen also gegensätzlich beantwortet. Die Stoa unterscheidet, was in der eigenen Macht liegt, von dem, was nicht darin liegt, und lehrt, die Haltung gegenüber dem Zweiten zu bilden, statt am Unveränderlichen zu leiden. Eine Überlieferung aus Indien rät, zu handeln, ohne am Ergebnis des Handelns zu haften. Die Wege sind verschieden, und es wäre ein Fehler, sie zu einer einzigen Lehre zu verschmelzen. Dass sie sich dennoch in einem berühren, ist bemerkenswert: Sie suchen Freiheit nicht jenseits der Bedingungen, sondern in dem Verhältnis, das ein Mensch zu ihnen einnimmt.

Daran schließt sich eine Frage, die kritisch bleiben muss: Kann innere Freiheit innerhalb äußerer Unfreiheit bestehen, und wo wird dieser Gedanke zur Rechtfertigung bestehender

Abhängigkeiten? Dass Menschen auch unter Zwang, Krankheit oder Entbehrung Würde, Klarheit und innere Weite bewahren können, bezeugen viele Lebensgeschichten, und Meditation, Kontemplation und philosophische Selbstbefragung können Freiräume öffnen, wo äußere kaum zu finden sind. Zugleich liegt die Gefahr nahe, dass Menschen in Abhängigkeit aufgefordert werden, innerlich frei zu sein, statt dass ihre Bedingungen geändert werden, dass Gelassenheit gepredigt wird, wo Veränderung möglich und geboten wäre, oder dass Loslösung zum Maßstab wird, an dem Menschen gemessen werden. Innere Freiheit kann eine bedeutsame Erfahrung sein, sie ersetzt aber weder gesellschaftliche Rechte noch materielle Unabhängigkeit, und auch die Fähigkeit, eine innere Haltung zu verändern, ist durch körperliche und psychische Bedingungen mitgeprägt. Beides gehört nebeneinander gedacht. Was die Wirklichkeit der Nondualität über das Verhältnis von Subjekt und Welt aussagt, entfaltet der Wissensraum Nr. 12 — Die Wirklichkeit der Nondualität. Hier genügt es festzuhalten, dass Verbundenheit ein Teil dessen ist, was der Freiheit ihre Form gibt.

„Was verbindet, muss nicht in einer einzigen Sprache gesagt werden.“

◆ 10. Angewiesen sein

Verletzlichkeit ist nicht der Gegensatz der Freiheit, sondern der Boden, auf dem sie wächst. Und sie darf bleiben, wo nichts mehr zu überwinden ist.

Der Mensch kommt unfertig zur Welt. Anders als viele Tiere kann er in den ersten Jahren weder sich ernähren noch sich schützen noch sich fortbewegen, und sein Gehirn reift weitgehend erst in der Begegnung mit anderen Menschen. Er lernt zu sprechen, indem zu ihm gesprochen wird, und zu vertrauen, indem er verlässlich versorgt wird. Dieses Angewiesensein ist kein Durchgangsstadium, das man später hinter sich lässt. Es kehrt in Krankheit, in Not, im Alter und in jeder Lebenslage wieder, in der Kraft, Geld, Gesundheit oder Beziehungen fehlen, und es begleitet jeden Menschen, auch dort, wo er es nicht bemerkt.

Eine alte Beobachtung der Entwicklungsforschung besagt, dass Kinder, die sich sicher gebunden erleben, ihre Umgebung im Durchschnitt mutiger erkunden. Sie können sich vom Vertrauten entfernen, weil sie wissen, dass sie zurückkehren dürfen. Selbstständigkeit entsteht also häufig nicht trotz der Bindung, sondern durch sie. Wer verlässlich gehalten wurde, kann später eher selbst Halt geben und sich auch einmal allein auf den Weg machen. Wer dagegen früh erfahren hat, dass auf niemanden Verlass ist, verwechselt Unabhängigkeit leicht mit Notwehr. Dabei handelt es sich um Wahrscheinlichkeiten und nicht um eine Vorhersage, die

für jede Lebensgeschichte gilt, denn Menschen verändern sich, und Beziehungen im späteren Leben können vieles verschieben.

Verletzlichkeit hat jedoch ihren Preis. Wer angewiesen ist, ist auch ausnutzbar. Wo ein Mensch von einem anderen abhängt, entsteht Macht, und sie kann behütend oder beherrschend gebraucht werden. Gerade darum ist es kein Widerspruch, sondern eine Konsequenz, wenn eine Gesellschaft die Verletzlichen besonders schützt: Kinder, Kranke, Pflegebedürftige, Menschen in Armut oder ohne gesicherte Rechte. Der Schutz mindert ihre Freiheit nicht. Er ist oft die Voraussetzung dafür, dass sie überhaupt Freiheit gewinnen können.

Besonders deutlich wird das in Beziehungen, die von vornherein ungleich sind. Wer lehrt, pflegt, erzieht oder begleitet, verfügt über Möglichkeiten, die dem anderen zunächst nicht im gleichen Maß zugänglich sind, und die Beziehung trägt damit eine Asymmetrie in sich. Wie können Menschen in einer solchen Beziehung lernen und sich entwickeln, ohne dass ihre Eigenständigkeit durch die Autorität des anderen verdrängt wird? Eine Pädagogik der Resonanz, die vom Antwortgeschehen zwischen Lehrenden und Lernenden ausgeht, misst die Güte einer Beziehung nicht allein daran, wie erfolgreich Wissen vermittelt wird, sondern daran, ob Wahrnehmung, Urteilskraft und Selbstständigkeit des Lernenden gestärkt werden. Sie verlangt von dem, der mehr Möglichkeiten hat, die eigene Macht in den Blick zu nehmen, statt sie als selbstverständlich zu behandeln. Wo das gelingt, erweitert eine Beziehung die Freiheit des Menschen. Wo es misslingt, wird Zugehörigkeit zur Bedingung seiner Unterordnung.

Zu diesem Kapitel gehört schließlich eine Gegenfrage, die jede Rede von Selbstgestaltung begleiten muss: Muss ein Mensch seine Bedingungen überwinden können, um als frei oder verantwortlich zu gelten? Die Vorstellung, Entwicklung bedeute Überwindung, hat im Selbstverständnis vieler Menschen einen hohen Stellenwert. Doch das menschliche Leben enthält Erfahrungen, deren Bedingungen sich dem eigenen Einfluss weitgehend entziehen können. Ein Mensch kann seine Lebensweise ändern und dennoch erkranken, er kann seine Gedanken beobachten und weiterhin leiden, er kann große innere Klarheit besitzen und zugleich auf die Unterstützung anderer angewiesen bleiben. Er kann eine Situation vollständig verstehen und doch keine Möglichkeit finden, sie zu verändern. Wo das eigene Bewusstsein als entscheidende Ursache sämtlicher Lebensumstände verstanden wird, entsteht deshalb die Gefahr, Krankheit, Not und Abhängigkeit als Ausdruck unzureichender geistiger Entwicklung zu deuten. Dem Menschen, dessen Möglichkeiten ohnehin eingeschränkt sind, wird dann ein zusätzlicher Anspruch aufgebürdet: Er soll seine Belastung nicht nur tragen, sondern auch für ihre Entstehung und Überwindung geradestehen. Das erkennt die

Vielschichtigkeit des Lebens. Krankheiten entstehen durch biologische, psychische, soziale und umweltbezogene Prozesse, und gesellschaftliche Benachteiligung lässt sich nicht allein durch eine Veränderung persönlicher Einstellungen überwinden.

Leiden, das nicht überwunden wird, darf deshalb bestehen, ohne zum Zeichen gescheiterter Entwicklung zu werden. Ein Mensch darf leiden, ohne sein Leiden rechtfertigen zu müssen, er darf sich gegen Deutungen wenden, die seiner Erfahrung einen Sinn zuschreiben, den er selbst nicht erkennt, und er darf Unterstützung brauchen, ohne dadurch an Würde oder Anspruch auf Selbstbestimmung zu verlieren. Hier gewinnt Freiheit eine andere Gestalt. Sie erscheint weniger als uneingeschränkte Verfügung über das eigene Leben und mehr als die Möglichkeit, innerhalb bestehender Grenzen als eigenständiger Mensch wahrgenommen und geachtet zu werden. Der Wissensraum Nr. 21 — Das Recht zu leiden geht diesem Gedanken ausführlich nach. Hier genügt der Hinweis, dass die Würde eines Menschen nicht davon abhängt, wie viel er ändern kann, und dass eine Ethik der Freiheit auch jene im Blick behalten muss, deren Möglichkeiten zur Selbstgestaltung begrenzt sind.

„*Wer einmal gehalten wurde, kann später selbst gehen.*“

◆ 11. Verantwortung ohne Verfügung

Verantwortung setzt keine vollständige Kontrolle voraus. Sie wächst mit dem, was ein Mensch kennt und bewirken kann, und sie reicht dorthin, wo er über die Bedingungen anderer verfügt.

Wenn Bedingungen so tief in das Handeln hineinreichen, stellt sich die Frage, wofür ein Mensch überhaupt noch einstehen kann. Eine naheliegende, aber vorschnelle Antwort lautet, wo keine vollständige Kontrolle besteht, bestehe auch keine Verantwortung. Doch dieser Schluss entspricht weder der Erfahrung noch der Ethik. Niemand hat sein Leben vollständig in der Hand, und doch erwarten wir von Eltern, dass sie für ihre Kinder sorgen, von Ärztinnen, dass sie sorgfältig handeln, und von uns selbst, dass wir auf das antworten, was uns begegnet. Verantwortung bedeutet in diesem Sinn die Fähigkeit und die Bereitschaft zu antworten, nicht die Fähigkeit, alles zu bestimmen.

Der Mensch gestaltet die Wirklichkeit mit, ohne über sie zu verfügen. Was er in der Familie, im Beruf, in der Gemeinschaft und im Umgang mit der Natur tut, hat Folgen, die weit über das hinausreichen, was er überblickt. Er handelt unter Unsicherheit, mit unvollständigem Wissen und in Verhältnissen, die er nur zum Teil beeinflussen kann. Je mehr Einfluss und

Wissen jemand hat, desto größer ist seine Verantwortung, und je weiter die möglichen Folgen reichen, desto mehr verlangt sie Vorsicht. Das gilt für den einzelnen Menschen ebenso wie für Unternehmen, Institutionen und Gesellschaften.

Zugleich schützt das Wissen um Bedingungen vor zwei entgegengesetzten Irrtümern. Der erste besteht darin, jedem Menschen zuzurechnen, was er unter schwierigsten Umständen getan hat, als habe er alle Wahl gehabt. Der zweite besteht darin, alles mit den Umständen zu entschuldigen, als sei er nur ein Spielball. Beides verfehlt den Menschen. Gerecht wird ihm, wer nach dem Spielraum fragt, den er hatte, und zugleich bereit ist, den Spielraum anderer zu erweitern, wo es in seiner Macht liegt.

Hier kehrt eine Frage wieder, die durch die vorangegangenen Kapitel vorbereitet wurde: Weshalb kann ein Mensch über andere verfügen, obwohl alle Menschen selbst bedingte Wesen sind? Die Antwort liegt darin, dass auch die Verfügung aus Bedingungen hervorgeht. Wer über Ressourcen, Regeln oder Positionen gebietet, hat sie aus eigenen biologischen, gesellschaftlichen und geschichtlichen Zusammenhängen erhalten, und seine Entscheidungen entstehen innerhalb dieser Zusammenhänge. Doch seine Bedingtheit hebt seine Verantwortung nicht auf. Wer Entscheidungen trifft, deren Folgen andere tragen müssen, besitzt eine Verantwortung, die über die eigene Absicht hinausreicht. Wer Macht ausübt, kann Freiheit erweitern oder begrenzen, und wer unter fremden Bedingungen lebt, behält dennoch einen Anspruch darauf, als Mensch mit eigener Wahrnehmung, Würde und Entscheidungsfähigkeit anerkannt zu werden. Die Frage nach der Freiheit wird so zur Frage, wie ein bedingtes Wesen Verantwortung für die Freiheit anderer tragen kann.

Sie weitet sich über den Einzelnen hinaus. Gesellschaften haben durch Wirtschaft, Politik und Technik Handlungsmöglichkeiten geschaffen, die weit in die Lebensbedingungen anderer hineinreichen, auch in die von Menschen, die an ihrem Zustandekommen nicht beteiligt waren. Das gilt besonders für den Umgang mit den natürlichen Grundlagen des Lebens. Boden, Wasser, Klima, Artenvielfalt und ökologische Wechselwirkungen bilden Voraussetzungen menschlicher Existenz, und wie eine Gesellschaft mit ihnen umgeht, beeinflusst die Möglichkeiten künftiger Generationen, die über ihre eigenen Bedingungen nicht mitentscheiden können. Damit wird aus individueller und relationaler Freiheit eine Frage der Verantwortung über die eigene Lebenszeit hinaus. Es wäre allerdings voreilig, aus den gegenwärtigen Krisen die Gewissheit abzuleiten, dass daraus zwangsläufig eine höhere Stufe menschlichen Bewusstseins hervorgehe. Krisen können Lernprozesse anstoßen, sie können aber auch Gewalt, Verdrängung und Machtkonzentration begünstigen, und ein verändertes Bewusstsein einzelner Menschen führt nicht von selbst zu einer gerechteren

Ordnung. Verantwortung verlangt hier die Bereitschaft, auch unter Unsicherheit zu entscheiden, ohne die Möglichkeit verantwortlichen Handelns mit der Gewissheit eines guten Ausgangs zu verwechseln.

Die Freiheit einer Gesellschaft entsteht darum nicht allein aus dem Bewusstsein ihrer Mitglieder. Sie gewinnt Gestalt in den Verhältnissen, die Menschen miteinander hervorbringen und aufrechterhalten. Eine gerechtere Verteilung von Ressourcen kann tatsächliche Freiheit erweitern, Bildung kann zur Urteilskraft beitragen, rechtliche Schutzmechanismen können Macht begrenzen, und soziale Unterstützung eröffnet Möglichkeiten, die dem Einzelnen zuvor kaum zugänglich waren. Diese Veränderungen bleiben auf Institutionen, Menschen und Entscheidungen angewiesen. Das setzt voraus, die Grenzen individueller Selbstgestaltung ebenso anzuerkennen wie die Möglichkeiten gemeinschaftlichen Handelns, und es entlässt niemanden aus der Verantwortung.

„*Wer mitgestaltet, ohne zu verfügen, trägt Verantwortung ohne Besitz.*“

♦ 12. Zwei Bilder von Freiheit

Ob Freiheit Unabhängigkeit von Bedingungen ist oder erst in Beziehungen entsteht, entscheidet, was wir von ihr erwarten und wie wir sie schützen.

Das erste Bild von Freiheit denkt sie als Unabhängigkeit. Frei ist, wer von Zwang, Einmischung und Fremdbestimmung unberührt bleibt und sich nach eigenem Urteil bewegt. In der Philosophie wird diese Auffassung gern als negative Freiheit bezeichnet, als Freiheit von äußeren Hindernissen. Sie hat große Stärken. Sie hat gegen Willkür, Unterdrückung und Bevormundung gedient und tut es bis heute. Wer die Möglichkeit verliert, Nein zu sagen, verliert viel, und der Schutz davor ist keine Kleinigkeit. Ihre Grenze liegt in der Voraussetzung, es gebe einen Menschen, der unabhängig von allen Bedingungen entscheiden könnte. Ein solcher Mensch existiert nicht, und die Forderung nach völliger Unabhängigkeit führt entweder in die Enttäuschung oder in die Verachtung derer, die erkennbar auf andere angewiesen sind.

Das zweite Bild denkt Freiheit als etwas, das innerhalb von Beziehungen entsteht. Danach kommt es darauf an, welche tatsächlichen Möglichkeiten ein Mensch hat, ein Leben zu führen, das er mit Gründen für sein eigenes hält, und welche Verhältnisse ihm dazu verhelfen oder im Weg stehen. Gesundheit, Bildung, Zugehörigkeit, Zeit, Sicherheit und eine Stimme in den Dingen, die ihn betreffen, gelten dann als Bestandteile der Freiheit und nicht nur als ihre

Beigabe. In der Philosophie wird das etwa als Verwirklichungsfreiheit beschrieben, als Freiheit, etwas tatsächlich tun und sein zu können. Dieses Bild ist näher an der Erfahrung, doch auch es birgt eine Gefahr. Wer Abhängigkeit zu schnell als Bindung verklärt, kann Unfreiheit rechtfertigen, und wo Beziehungen Menschen festhalten statt tragen, hilft das Wort Verbundenheit niemandem.

Eine dritte Überlegung verbindet beide Bilder und trifft den Kern der Frage nach den Händen der anderen. Man kann unfrei sein, ohne dass jemand eingreift, weil ein anderer jederzeit eingreifen könnte und sein Wohlwollen die einzige Sicherheit ist. Wer von der Gnade eines Vorgesetzten, eines Vermieters oder eines Partners abhängt, ist vielleicht niemals behindert worden und dennoch nicht frei. Freiheit meint dann, nicht der willkürlichen Verfügung anderer unterworfen zu sein, und das ist mehr als die Abwesenheit von Eingriffen.

Es hilft, verschiedene Gestalten der Freiheit auseinanderzuhalten. Formale Freiheit bezeichnet, was rechtlich und institutionell erlaubt ist. Materielle Freiheit betrifft die Ressourcen, die erforderlich sind, um diese Möglichkeiten zu verwirklichen. Relationale Freiheit entsteht innerhalb zwischenmenschlicher Beziehungen, in denen Unterstützung und Anerkennung ebenso wirken können wie Abhängigkeit und Kontrolle. Psychische Freiheit betrifft die Fähigkeit, eigene Wünsche, Ängste und Gewohnheiten zu erkennen, zu prüfen und gegebenenfalls zu verändern, und existenzielle Freiheit das Verhältnis, das ein Mensch zu Bedingungen einnehmen kann, die er selbst kaum verändern kann. Diese Gestalten beeinflussen einander, aber sie sind nicht austauschbar. Ein Mensch kann innerlich zu einer Entscheidung gelangt sein, ohne die Mittel zu ihrer Verwirklichung zu besitzen. Er kann über materielle Möglichkeiten verfügen und dennoch durch Angst oder frühere Erfahrungen im Handeln eingeschränkt bleiben, und er kann gesellschaftliche Rechte haben und zugleich innerhalb einer Beziehung erheblicher Kontrolle unterliegen. Freiheit ist ein mehrdimensionales Geschehen, und selbst die Fähigkeit, eine innere Haltung zu verändern, ist durch psychische und körperliche Bedingungen mitgeprägt, weshalb auch innere Freiheit nicht unbegrenzt vorausgesetzt werden darf.

Eine Prüffrage kann helfen, die Bilder zu verbinden. Kann der Mensch die Bedingungen, in denen er lebt, erkennen? Kann er sie beurteilen? Und hat er die Möglichkeit, sie zu verändern oder sich zu ihnen zu verhalten? Einen Menschen, der wollen kann, was er will, und der seine Wünsche auch prüfen kann, statt sich ihnen blind auszuliefern, nennt eine bedeutende philosophische Tradition frei, auch wenn seine Wünsche ihre Geschichte haben. Das ist eine mögliche Position, die an sogenannte kompatibilistische Theorien erinnert, nicht eine

allgemeingültige Definition. Eine solche Freiheit ist nicht bedingungslos, aber sie ist auch nicht bloß Schein.

Wichtig ist, die Debatte nicht als entschieden auszugeben. Philosophisch ist bis heute umstritten, ob vollständige Bestimmtheit der Dinge Freiheit ausschließt, ob beides miteinander vereinbar ist oder ob echte Freiheit eine Offenheit voraussetzt, die sich naturwissenschaftlich nicht fassen lässt. Dieser Wissensraum nimmt dazu keine Seite ein. Er hält fest, dass im Alltag, in Recht und Ethik die Freiheit in abgestuften Graden vorkommt und dass es sich lohnt, ihre Bedingungen zu pflegen. Und er erinnert daran, dass auch das Selbst, das frei sein soll, nicht unversehrt aus der Geschichte hervorgeht, wie der Wissensraum Nr. 16 — Degradierung des Selbst beschreibt.

„Freiheit zeigt sich dort, wo ein Mensch die Bedingungen seines Wollens erkennt und sich zu ihnen verhalten kann.“

♦ 13. Schluss — Das Lebendige antwortet

Die Freiheit des Menschen ist keine Ausnahme von der Wirklichkeit. Sie ist eine ihrer Weisen, sich zu verhalten.

Am Anfang stand die Frage, wie frei der Mensch ist, wenn die Bedingungen seiner Entscheidungen vielfach in den Händen anderer liegen. Auf dem Weg durch die Natur der Freiheit, durch Evolution und Erfahrung, durch Zusammenspiel und Macht, durch Wahrnehmung, Bewusstsein und Verbundenheit hat sich diese Frage nicht aufgelöst, aber sie hat ihr Gesicht verändert. Sie lautet nun weniger, ob der Mensch frei oder bestimmt sei, sondern wie viel Spielraum ihm unter welchen Verhältnissen offensteht, wer über die Bedingungen verfügt, unter denen Freiheit überhaupt möglich wird, und wie ein bedingtes Wesen Verantwortung für die Freiheit anderer tragen kann.

Der Mensch erscheint dabei als ein Wesen, das aus Bedingungen hervorgeht und doch auf sie antworten kann. Er ist Teil einer Wirklichkeit, die ihn trägt, formt und begrenzt, und er wirkt zugleich auf sie ein, ohne sie je ganz zu überblicken. Seine Freiheit liegt nicht jenseits dieses Zusammenhangs, sondern in der Art, wie er sich darin bewegt: ob aufmerksam oder gedankenlos, ob verantwortlich oder gleichgültig, ob er die Bedingungen anderer mitbedenkt oder nur die eigenen.

Wer so denkt, wird weder in Triumph noch in Resignation enden. Er wird die eigene Freiheit mit weniger Selbstgewissheit betrachten, den Spielraum anderer mit mehr Ernst, und die Verhältnisse, in denen beides entsteht, als etwas, das gepflegt werden will. Die Frage nach der Freiheit bleibt dann offen, und gerade dadurch bleibt sie lebendig.

Wo der Mensch nach seiner Freiheit fragt, begegnet er zugleich jener Wirklichkeit, die bestimmt, wie weit seine Entscheidung reichen kann. Vielleicht besteht seine Freiheit darin, dass er dieser Wirklichkeit nicht nur ausgesetzt ist, sondern ihr antworten darf.

„*Vielleicht ist Freiheit die Weise, in der das Bedingte antwortet.*“

∞ Vertiefung & Weiterführung

Wer sich mit den hier berührten Fragen weiter beschäftigen möchte, findet in der Reihe WISSENSRÄUME angrenzende Vertiefungen:

- Wissensraum Nr. 11 — Wenn das Leben nur noch verwaltet wird
- Wissensraum Nr. 12 — Die Wirklichkeit der Nondualität
- Wissensraum Nr. 14 — Die Treue zur eigenen Wahrnehmung
- Wissensraum Nr. 16 — Degradierung des Selbst
- Wissensraum Nr. 18 — Die Illusion der Selbstbeobachtung
- Wissensraum Nr. 20 — Drei Körper, fünf Hüllen
- Wissensraum Nr. 21 — Das Recht zu leiden

◇ Quellen & Denksuren

Dieser Wissensraum versteht sich nicht als wissenschaftliche Abhandlung. Die folgenden Quellen markieren die fachlichen und wissenschaftlichen Denksuren, an die seine zentralen Aussagen anschließen — vor allem die der Kapitel 3 bis 12. Die Kapitelangaben in Klammern zeigen, wo ein Gedanke an eine Quelle anknüpft.

- Charles Darwin: *On the Origin of Species*. London 1859. Grundlegung der Evolution durch Abwandlung und Auslese. (Kap. 3, 5)
- Eric Turkheimer: Three laws of behavior genetics and what they mean. *Current Directions in Psychological Science* 9 (2000), 160–164. Zum Zusammenwirken von Erbanlage und Umwelt und zur Aussagekraft von Erbllichkeit. (Kap. 3)
- Giacomo Cavalli, Edith Heard: Advances in epigenetics link genetics to the environment and disease. *Nature* 571 (2019), 489–499. Überblick zu Genregulation, epigenetischer Plastizität und Vererbung. (Kap. 3, 4)
- Bastiaan T. Heijmans et al.: Persistent epigenetic differences associated with prenatal exposure to famine in humans. *PNAS* 105 (2008), 17046–17049. Zum Methylierungsmuster von IGF2 bei früh in der Schwangerschaft Exponierten (niederländische Hungersnot 1944/45). (Kap. 4)
- Ian C. G. Weaver et al.: Epigenetic programming by maternal behavior. *Nature Neuroscience* 7 (2004), 847–854. Tierexperimentelle Befunde zur Prägung der Stressverarbeitung. (Kap. 4)
- Edith Heard, Robert A. Martienssen: Transgenerational epigenetic inheritance: myths and mechanisms. *Cell* 157 (2014), 95–109. Zu den Grenzen und offenen Fragen der Vererbung erworbener Merkmale. (Kap. 4)
- Bruce S. McEwen: Stress, adaptation, and disease: Allostasis and allostatic load. *Annals of the New York Academy of Sciences* 840 (1998), 33–44. Zur körperlichen Abnutzung durch anhaltende Belastung. (Kap. 4, 8)
- Steven W. Cole: Social regulation of human gene expression: mechanisms and implications for public health. *American Journal of Public Health* 103 (2013), S84–S92. Zu Zusammenhängen zwischen sozialen Lebensbedingungen und Genregulation. (Kap. 4, 6)
- Scott F. Gilbert, Jan Sapp, Alfred I. Tauber: A symbiotic view of life: we have never been individuals. *Quarterly Review of Biology* 87 (2012), 325–341. Zur Verbundenheit des Lebendigen. (Kap. 5)
- Martin A. Nowak: Five rules for the evolution of cooperation. *Science* 314 (2006), 1560–1563. Zu den Mechanismen der Kooperation. (Kap. 5)
- Piotr Kropotkin: *Mutual Aid: A Factor of Evolution*. London 1902. Klassische Darstellung der Kooperation als Triebkraft des Lebens. (Kap. 5)
- Frans de Waal: *Chimpanzee Politics*. London 1982. Zu Rangordnung und Koalitionen bei Schimpansen. (Kap. 5)
- Christopher Boehm: *Hierarchy in the Forest. The Evolution of Egalitarian Behavior*. Harvard University Press 1999. Zur Begrenzung von Dominanz in gleichheitlichen Gemeinschaften. (Kap. 5)
- Joseph Henrich, Francisco J. Gil-White: The evolution of prestige. *Evolution and Human Behavior* 22 (2001), 165–196. Zur Unterscheidung von Prestige und Dominanz. (Kap. 5)
- David Graeber, David Wengrow: *The Dawn of Everything. A New History of Humanity*. London 2021. Zur Vielfalt früher Gesellschaftsformen; in der Fachwelt umstritten. (Kap. 5)
- Michael G. Marmot et al.: Health inequalities among British civil servants: the Whitehall II study. *The Lancet* 337 (1991), 1387–1393. Zum Zusammenhang von sozialer Stellung und Gesundheit. (Kap. 6)
- Michael G. Marmot et al.: Contribution of job control and other risk factors to social variations in coronary heart disease incidence. *The Lancet* 350 (1997), 235–239. Zur Rolle des Einflusses am Arbeitsplatz neben anderen Faktoren. (Kap. 6)
- Eric J. Johnson, Daniel Goldstein: Do defaults save lives? *Science* 302 (2003), 1338–1339. Zur Wirkung von Voreinstellungen auf Entscheidungen. (Kap. 6)

- Richard H. Thaler, Cass R. Sunstein: *Nudge. Improving Decisions About Health, Wealth, and Happiness*. Yale University Press 2008. Zur Gestaltung von Entscheidungsumgebungen. (Kap. 6)
- Steven Lukes: *Power: A Radical View*. London 1974. Zu den verschiedenen Gesichtern der Macht. (Kap. 6)
- Andy Clark: *Whatever next? Predictive brains, situated agents, and the future of cognitive science*. *Behavioral and Brain Sciences* 36 (2013), 181–204. Zum Gehirn als vorhersagendem Organ. (Kap. 7)
- Benjamin Libet et al.: *Time of conscious intention to act in relation to onset of cerebral activity (readiness-potential)*. *Brain* 106 (1983), 623–642. Der klassische Versuch zum Bereitschaftspotenzial. (Kap. 8)
- Aaron Schurger, Jacobo D. Sitt, Stanislas Dehaene: *An accumulator model for spontaneous neural activity prior to self-initiated movement*. *PNAS* 109 (2012), E2904–E2913. Zu einer alternativen Deutung des Befundes. (Kap. 8)
- Amy F. T. Arnsten: *Stress signalling pathways that impair prefrontal cortex structure and function*. *Nature Reviews Neuroscience* 10 (2009), 410–422. Zur Wirkung von Stress auf Abwägen und Selbststeuerung. (Kap. 8)
- Bruce H. Lipton: *The Biology of Belief*. Santa Rosa 2005, sowie Bruce H. Lipton, Patricia King: *Beyond Darwin*. BenBella Books 2026. Positionen, mit denen sich Kapitel 4 und 8 kritisch auseinandersetzen, zusammen mit Texten von Gregg Braden, Ulrich Warnke und Bruno Würtenberger zur bewussten Gestaltung der Wirklichkeit. (Kap. 4, 8)
- Hartmut Rosa: *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Suhrkamp, Berlin 2016. Zum Begriff der Resonanz. (Kap. 9, 10)
- Taittirīya-Upaniṣad; Bhagavadgītā; Saṃyutta-Nikāya 12 (Nidānasaṃyutta); Epiktet: *Encheiridion*. Überlieferte Texte zu Befreiung, Nichtanhängen und bedingtem Entstehen. (Kap. 9)
- John Bowlby: *A Secure Base. Parent–Child Attachment and Healthy Human Development*. London 1988. Zu Bindung und Erkundung. (Kap. 10)
- Catriona Mackenzie, Natalie Stoljar (Hg.): *Relational Autonomy. Feminist Perspectives on Autonomy, Agency, and the Social Self*. Oxford University Press 2000. Zur Autonomie in Beziehungen. (Kap. 10, 12)
- Isaiah Berlin: *Two Concepts of Liberty*. Oxford 1958. Zur Unterscheidung negativer und positiver Freiheit. (Kap. 12)
- Philip Pettit: *Republicanism. A Theory of Freedom and Government*. Oxford University Press 1997. Zu Freiheit als Nicht-Beherrschung. (Kap. 12)
- Amartya Sen: *Development as Freedom*. Oxford University Press 1999. Zur Freiheit als tatsächlicher Möglichkeit. (Kap. 12)
- Harry G. Frankfurt: *Freedom of the will and the concept of a person*. *The Journal of Philosophy* 68 (1971), 5–20. Zur Freiheit, wollen zu können, was man will. (Kap. 12)
- Hans Jonas: *Das Prinzip Verantwortung*. Insel, Frankfurt am Main 1979. Zur Verantwortung unter Bedingungen wachsender Macht. (Kap. 11)

○ WISSENSRÄUME — Wertschätzung

Die Reihe WISSENSRÄUME ist ein Herzensprojekt — kostenfrei, aber nicht selbstverständlich. Wenn dir die Impulse gefallen haben und du etwas zurückgeben möchtest, freue ich mich über eine freiwillige Spende: [PayPal.me/VossKati](https://paypal.me/VossKati)

Danke für deine Wertschätzung. Sie hilft, dass solche Inhalte weiter entstehen dürfen — still, liebevoll und im Dienst der Ganzheit.

△ WISSENSRÄUME — Hinweise

Die WISSENSRÄUME dienen der fachlichen Orientierung, Vertiefung und persönlichen Auseinandersetzung mit Themen aus Gesundheit, Pflege, Palliative Care, Spiritual Care, Psychologie und Philosophie. Sie ersetzen keine individuelle ärztliche, therapeutische, pflegerische oder rechtliche Beratung — bei akuten oder schwerwiegenden Fragestellungen bitte an entsprechend qualifizierte Fachpersonen wenden.